

reformiert.

Vortrag von Prof. Ralph Kunz, Zürich gehalten in Brittnau am 6. Mai 2009

Liebe Schwestern und Brüder in Christo

Schon mit der Anrede kann der Referent ins Fettnäpfchen treten.
Ist das jetzt einer von der Fischlifraktion, ein Fundi oder ein Evangelikaler? Pfui Teufel!

Liebi Manne und Fraue

geht ja auch nicht seit Blocher und seine Gspänli mit dieser Anrede zur letzten Schlacht um die helvetische Existenz aufrufen – als lieber reserviert:

Meine sehr verehrten Damen und Herren

Wir sind reformiert. Aber was heisst das schon?

Dass wir nicht katholisch sind.

Dass wir nicht lutherisch sind, aber keine Ahnung haben, warum.

Dass bei uns jeder glaubt und denkt, was er will und sobald einer will,
dass wir glauben, was er denkt, fuchsteufel wild werden.

Dass wir innerhalb der reformierten Kirche fast so verschieden sind, wie die Gesellschaft ausserhalb.

Dass wir „reformiert“ mit Volkskirche oder Landeskirche gleichsetzen, aber die 90% der Reformierten weltweit Freikirchler sind.

Das ist alles richtig, aber nicht so wichtig, wenn es darum gehen soll, der reformierten *Identität* auf die Spur zu kommen. Das möchte ich heute Abend versuchen.

Ich schlage einen Dreischritt vor. Als erstes gehen wir zu den **Quellen**. Das ist gut reformatorisch. Wir schauen uns noch einmal den Ursprung an.

Dann müssen wir uns mit den **Fraktionen, Parteien oder Strömungen** auseinander setzen. Was heisst es, wenn sich jemand als „liberal“, „evangelikal“, „traditionell“ oder „feministisch“ bezeichnet oder wenn mit solchen Etiketten hantiert wird?

Schiessen will ich dem Versuch, das Reformierte zu benennen und zu bekennen, **warum wir katholischer werden müssen wenn wir reformiert bleiben** wollen.

I Von den Quellen

1 Welch ist Christi Kilch?

Huldrych Zwingli hatte keine Probleme mit seiner reformierten Identität. Er war Katholik. Punkt. Und trotzdem fragte er: „Welch ist Christi Kilch?“

Die Frage ist verwegen. Zwingli wusste die offizielle Antwort, aber gab eine andere. Das Zentrum der christlichen Kirche heisst nicht Rom. Nicht Konstantinopel. Nicht Jerusalem, sondern Brittnau.

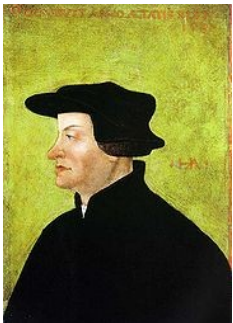
Dort, wo sich zwei oder drei zusammenfinden, um Gott anzurufen, sein Wort zu hören und in ihrem Beruf und Stand ein frommes – rechtschaffenes – Leben führen. Die eine heilige, katholische oder auf deutsch allgemeine, apostolische Kirche, kann man nicht ändern. Es ist „Christi Kilch“, die unsichtbare Kirche, die nur ein Haupt und einen Herrn hat. Die sichtbare Kirche aber muss man dauernd reformieren, weil wir sie verkörpern und weil wir die Kirche dauernd deformieren, nach unserem Gutdünken verbiegen, bis sie uns in den Kram passt. Voilà. Die erste Lektion in reformierter Identität.

Wenn wir nicht bereit sind, uns zu renovieren, können wir unsere Kirchen nicht reformieren. Und wenn wir uns tausendmal damit brüsten, reformiert zu heissen!

Aber zurück zur historischen Reformation im Spätmittelalter. Huldrych Zwingli sagte damals: „Tut um Gottes willen etwas Tapferes.“ Wen hat er angesprochen? Er meinte nicht den Bischof und nicht die Priesterkollegen. Er redete zum Rat, den Zünften, den Handwerkern, der damaligen Öffentlichkeit. Sie sollen ihre politische Verantwortung wahr nehmen. Denn um die Kirche stand es im Argen. Und diese Kirche musste reformiert werden, die sichtbare und von Menschen betriebene Institution.

Unser Modell der Kirchenpflege geht auf diese Initialzündung zurück. Zugespitzt: zuerst war die Kirchenpflege und dann kam die Neuerfindung des Pfarrers. Denn es waren nicht die Priester und Mönche, sondern die Zünfter, die Handwerker und Adligen die eine neue Ordnung haben wollten. Der Genfer Reformator Calvin – Theologe und Jurist – sprach vom vierfachen Amt: Prediger, Diakon, Lehrer und Älteste oder biblisch Presbyter. Die amerikanischen Reformierten nennen sich bis heute Presbyterianer.

Die Mitverantwortung der Laien in der Leitung der Kirche ist typisch reformiert. Das hatte später auch rechtliche Konsequenzen auch für die katholischen Landeskirchen. Daran kaut der Vatikan und ein paar Bischöfe bis heute. In Zürich nabelte man sich vor 500 Jahren vom Bistum Konstanz ab.



Es war natürlich kein Zufall, dass die Reformation in den Städten Fuss fasste. Dort blühte ein neues selbstbewusstes Laientum, das den Mut und die Weitsicht hatte, etwas Tapferes zu tun. Eine komplett neue Ordnung entstand. Die Pfarreien waren die kleinen Pfründen des Pfarrers. Jedes Dorf hat eine Pfarre oder eine Parochie, was Pferch oder Bezirk heisst. Zwinglis sagte: Der Pfarrer ist der *Hirt* einer Gemeinde. Das tönt nicht wahnsinnig revolutionär. Ist es aber.

Denn auf lateinisch heisst der Hirt Pastor und auf griechisch auch Episkopos oder Bischof. Das ist ein Kernanliegen der Reformation. **Jede Pfarre soll neu eine Kirchgemeinde mit eigenem Bischof sein.** Das war mutig. Denn damit fiel auch der Anspruch des Superbischofs, des Oberhirten oder – noch anmassender – des Oberhauptes von Rom. Die ganze Hierarchie stürzte ein. Die neuen Landeskirchen waren nicht mehr und nicht weniger als Verbände von Gemeinden, die jede einen Bischof hat. Kirche funktioniert – auf der Ebene der damaligen Kleinstaaten – mit einem landeskirchlichen Regiment.

2 Kultur und Kommune

Die simple Frage, was ist Kirche, hat es also in sich. Wir Reformierten haben ein Kirchenverständnis, das tief verwurzelt ist mit der Geschichte unserer Kommunen.

Das Gemeinwesen vor Ort übernimmt die Verantwortung.

Wir haben mit denen da unten in Rom und denen da oben in der Hierarchie nichts am Hut. Auch das deutsche Wort Gemeinde deutet darauf hin. Wir reden bezeichnenderweise nicht von der Pfarrei oder

dem Pastoral wie die Katholiken. Wir sagen Gemein(d)e und erinnern uns an die alemannische Allmende: das war die gemeinsam gerodete Weidefläche, auf der alle ihre Herden treiben durften.

Man könnte noch tiefer in die Vergangenheit zurück und auf die uralten Traditionen des alemannischen Gemeinwesens verweisen: eins würde dann deutlich. Reformation hat viel mit Restauration zu tun. Die Religion wurde zurück in die Gemeinschaft geholt. Die römische Hierarchie hat das Religiöse missbraucht, um einen eigenen Machtapparat aufzubauen, einen riesigen parasitären Fremdkörper, der ein Drittel des Bruttosozialproduktes verschlungen hat.

Reformation bedeutet also zuerst rückwärts. Back to the roots. Das ist wahrer Fortschritt. Aber das Vorbild ist nicht einfach die Bibel. Erstens waren die Reformatoren nicht dumm und zweitens pragmatisch. Es gibt kein biblisches Gemeindemodell, das man im Spätmittelalter adaptieren kann. Die katholische Kirche sollte reformiert werden. Nun war und ist „katholisch“ bis zum heutigen Tag von Rom gepachtet. Das ist anmassend. [Sie verzeihen mir, wenn ich einen ganz simplen Vergleich mache. Stellen Sie sich vor, die Holländer reklamierten für ihren Edamer, das sei der einzige Käse.]

Der Anspruch der Katholizität geht natürlich weiter und die Reformation führt zwangsläufig zu einem Bruch.

Schuld daran sind nicht die Reformierten, sondern die deformierte Kirche. Zustände wie *im* alten Rom. Und nun schien Zwingli, Bullinger und Calvin am klügsten, die Kirche zur Zeit des alten Roms als Vorbild zu nehmen, also die alte Alte Kirche, die sich in einem heidnischen Umfeld formierte. Damals bestand die Kirche noch aus verschiedenen gleichberechtigten Bistümern. Und die Gemeinden funktionierten so, wie man das in den so genannten Pastoralbriefen nachlesen kann.

Überhaupt war das die Losung: selber denken, selber lenken, selber lesen. Zwinglis „zur Gschrift, zur Gschrift!“ hatte diesen demokratischen und bildungsoptimistischen Hintergrund.

Die Gemeinde soll die Erinnerung an ihren Schöpfer, Erlöser und Vollender pflegen. Sie soll lesen und hören auf die Auslegung der Heiligen Schrift. Deshalb beruft die Gemeinde einen Interpreten, einen Diener der Schrift, ordiniert ihn und setzt ihn ein.

Dieser *verbi divini minister* hat die Aufgabe, Pastor oder Aufseher der Gemeinde zu sein. Er erfüllt sie, indem er an die Weisungen der Bibel erinnert, die Irrenden zurückholt und die – wie es Zwingli in einer Predigt ausdrückte – „die Schäflein, die in den Kot fallind“, wieder aufrichtet. Der Hirt steht aber nicht *über* oder *gegenüber* der Gemeinde. Er ist auch ein Glied und nicht das Haupt. Er ist auch kein Priester. Nur einer ist Priester. Das Priesterliche – die Verbindung mit Gott – ist deshalb allgemein oder in der Verantwortung jedes Einzelnen.

Der Hirt hat aber die wichtige Aufgabe, die Gemeinde mit der Schrift zu konfrontieren, die den Einzelnen dazu bildet rüstet + befähigt und die Gemeinschaft mahnend und tröstend zum frommen Leben anhält. Der Hirt ist Teil der Gemeinschaft, Glied der Gemeinde und nicht Priester. Ich betone das, weil in unseren Köpfen ein anderes Modell herum geistert. **Hier der Pfarrer und da die Gemeinde. Reformierte betonen anders: Hier die Schrift und da die Gemeinde** zu der alle gehören: die Pfleger, Diakone, der Wortdiener und sogar die UNI-Professoren.

II Über Strömungen

1 Bewegung, Institution und Organisation

Wenn man einen Fluss Richtung Quelle geht wird das Wasser klarer. Ursprünge sind rein. Nun gäbe es viele Gründe, das Quellwässerchen ein wenig zu trüben und zum Beispiel von den Linksprotestanten zu erzählen, die nicht ins Konzept passten und deshalb kurzerhand ersäuft wurden.

Diese Geschichte gehört auch zur reformierten Identität. Und sie hören den Unterschied. Reformiert ist nicht nur ein Ideal, ein Postulat, ein Ethos und Pathos! **Das Reformierte ist in Fluss gekommen. Kritiker würden sagen: den Bach runter gegangen.**

Das ist der Ursprung des Reformerischen. Es ist ein Stück Kultur – Teil des Bodens auf dem wir stehen. Nahrhaft und dreckig, aus Verrottetem. Nicht reine Schöpfung senkrecht von oben, sondern gewachsen und verwachsen. Und dazu gehört auch der Kampf um Reinheit – Reformation wird reformiert.

Oder mit dem Flussbild: Boden ist aufgewirbelt und das Wasser ist braun wie die Wigger nach einem Gewitter, Neues ist eingeflossen. Es schwimmt allerhand mit. Einige gegen den Strom. Unter anderem auch die Fischli.

Bevor ich darauf komme, möchte ich ein Kirchen-Modell vorstellen, das uns helfen soll, die Entstehung der Strömungen einzuordnen.

Denn soziologisch ausgedrückt ist Kirche ein faszinierendes Mischgebilde. In ihr steckt die Erinnerung an den Ursprung, an die Bewegung, die Jesus von Nazareth in Gang gesetzt hat, aber auch das Gebilde, das durch die Zeit hindurch immer wieder deformiert und reformiert hat und am Ende ein moderner Betrieb geworden ist.



An der Quelle steht keine Kirche. Das Ideal ist eine Bewegung – ein Trachten nach dem Reich Gottes. **Christus ist die Mitte, der Anfang – und das vergessen wir manchmal – das Ende der Kirche.**

Das geht uns, die wir gerne Türme in den Himmel bauen, gewaltig gegen den Strich. Aber wenn die Reformierten vergessen, dass auch ihr Kirchentum vergänglich ist, haben sie den Geist des Ursprungs verpasst und ihrem Meister nicht zugehört. Jesus war ein Wanderer. Er hat auch keine Religion gestiftet oder Kappellen eingeweiht. Was ihm am

Herzen lag, soll unser Herzensanliegen bleiben. Es ist ein Ethos mit Pathos: In der Gemeinden soll sich niemand selbst über den andern stellen – Prinzip der

Demut

Da ist der Geringste genauso wichtig, wie der Angesehene – das Prinzip der **Gleichheit**

Da geschieht Leitung gemeinsam und gemäss den Begabungen – das Prinzip der **charismatischen Leitung**

Hier ist Christus das Oberhaupt selbst, der durch seinen Geist in der gegenseitigen Anteilnahme und gegenseitigen Fürsorge – dem Prinzip der **geistlichen Führung** – leitet.

Und in der Gesellschaft

sollen die Gemeinde Zeugnis geben von der Liebe Gottes: durch die **Einheit ihrer Sammlung (Ekklesia) und die Reinheit ihrer Sammlung (Mission)** – das Prinzip der

Heiligkeit

Die Gemeinde ist in der Welt aber nicht von der Welt: sie sucht das Beste der Stadt und hält mit allen Frieden – das Prinzip der

Solidarität

Sie wartet auf den Herrn, der kommt, erwartet einen neuen Himmel und eine neue Erde und hat darum keine bleibende Stätte – das **Prinzip der Hoffnung**

Institution

Das sind Ideale. Ich sage lieber: Gnadengaben für die Welt. Es gibt das berühmte Wort:

Jesus predigte das Himmelreich, gekommen ist die Kirche.

Positiv gesagt: Das Ideal, das ich eben geschildert habe, musste gepflegt werden und dazu brauchte es Strukturen. Aber Strukturen haben sich verselbständigt. Und das Ergebnis der Verselbständigung nennen wir Institution.



Vielleicht ist das Kirchgebäude der lebendigste Ausdruck für diesen Prozess. Man kann Kirche als Schutzraum sehen, aber auch als Gefängnis. Institutionen bewahren und hüten das ursprüngliche Charisma durch Ordnungen; sie regulieren das Zusammenleben. Aber die Eigendynamik der Macht gerät in Spannung zu den Prinzipien der evangelischen Sozialgestalt, die Demut, Gleichheit, Charisma, Geistleitung, Heiligkeit und Solidarität verlangt. Es ist ja kein Zufall, dass schon im dritten Jahrhundert Menschen, die diese Ideale leben wollten, sich hinter verschlossene Mauern zurückzogen: d.h. in Klausur oder Kloster gingen, einen Orden gründeten und sich Regeln gaben und einen eigenen Aufseher Abt wählten. Es ist kein Zufall, sind diese Kirchen in der grossen Kirche die Bollwerke der Erneuerung geworden, aber mit der Zeit auch Horte von Eigendünkel und Eigensinn.

Das Ideal der reformierten Kirche ist die Auflösung des geistlichen Standes und die Einlösung der Ideale in der Allmende. Alle sollen geistlich werden. Jeder soll fromm – rechtschaffen – leben, wie auch Gott fromm ist. Die Heiligung der ganzen Allmende hat aber den riesengrossen Nachteil, dass man Gesinnung verlangen muss, ein bisschen Richter spielen.

Exakt das ist auch geschehen. Genf ist das berühmteste Exempel. Man schuf ein rigides – reines – Heiligungsprogramm für alle.

Man überwachte, kontrollierte, achtete auf Sittenreinheit. Man war puritanisch wollte rein sein ohne Einflüsse der Welt.

Das ehrgeizige Ziel der frommen Gesellschaft scheiterte.

Das Selbstreinigungsprogramm der landete in der Sackgasse penetranten Verkirchlichung.

Organisation

Das war der Anstoss einer folgereichen Ablösung. Begonnen hat er mit der französischen Revolution. Der Bürger ist zwar ein Mitglied der Gemeinde, aber es ist seine Angelegenheit, ob er eintreten oder austreten will. In der Folge musste die Kirche Macht abtreten. Sie war nicht mehr für die Moral der Gesellschaft verantwortlich; Religion wurde Privatsache. Eine neue Allmende – der Staat – ist entstanden. Und die Kirche wird zu einer Organisation. Sie funktioniert anders.

Die Bindung an diese Gemeinschaft ist nicht mehr eine Eingliederung per Geburt, der man sich nicht entziehen kann. Im Unterschied zum Staat, den man nicht los wird, ist Kirche eine Körperschaft, für die man sich entscheidet. In unseren landeskirchlichen Verhältnissen muss man es anders betonen: **man kann sich für den Austritt entscheiden. Und kein Hahn kräht.**

Diese Gemeinde ist prinzipiell für alle offen, die eintreten wollen.

Oder wie ein evangelikaler Kollege letztthin definierte: Die Kirche ist so offen, dass sie nicht mehr ganz dicht ist. Die einzige harte Bedingung, die gestellt wird, ist der Mitgliederbeitrag, der in Form von Steuern eingezogen wird. Eine bestimmte Gesinnung wird erwartet.

Gottesdienst, Erziehung und Seelsorge werden angeboten und nicht vorgeschrieben! Und weil es nicht mehr die Kirche gibt, sondern Kirchen, kann diese Organisation auch mit einem Betrieb verglichen

werden, der ein gutes Angebot machen sollte. Die Qualität muss stimmen. Sonst läuft die Kundschaft davon und sucht sich eine andere Kirche. Wir nennen das Volkskirche und meinen das sei typisch reformiert.

Ich würde so sagen: wir Reformierten in der Deutschschweiz sind in einer Kirche zu Hause, die ein eigenartiges Melange von Bewegung, Institution und Organisation bildet. Und der Pluralismus, den wir in der Kirche haben, hat wesentlich damit zu tun, dass man sich auf unterschiedliches beziehen kann: auf das revolutionäre Gedächtnis, die institutionellen Grundlagen oder die offenen Türen der Organisation.

Strömungen

Der „liberale Christ“ betont den Emanzipationsprozess, der mit der Aufklärung begonnen hat und sieht die Volkskirche in einer Kontinuität mit dem Streben der Reformatoren, mündige Christen zu sein. Im 19. Jahrhundert entbrannte darüber ein heftiger Streit in unseren Kirchen. Die positiven oder konservativen Christen betonten die Institution – die Bekenntnisse der Altreformierten – und wehrten sich gegen Neuerungen. Und dann kamen Anfang des 20. Jahrhunderts noch die Religiös-Sozialen dazu, die sich auf die Himmelreichsbotschaft von Jesus berufen haben. Sie haben sich mit der grossen Bewegung ausserhalb der Kirche – dem Sozialismus – verbunden, weil die Kirche sich nicht für die Arbeiter einsetzte. Alle erhoben den Anspruch, **die wahren Reformierten zu sein**. Was in einem gewissen Sinn ja auch stimmt.

Ich möchte nun eine moderne Strömung herausgreifen, die heute zu reden gibt. Den Evangelikalismus. Ich möchte dazu in einem ersten Schritt klären, was „Evangelikalismus“ heisst. In einem zweiten Schritt frage ich nach dem positiven oder problematischen Einfluss des Evangelikalismus auf die Entwicklung der Volkskirche.

Evangelikal

Wenn „evangelikal“ bedeutet – evangelisch ohne Haare – wäre ich ein typischer Vertreter. Aber lassen wir die Haarspaltereien. Evangelikal ist ein Kunstwort aus dem Englischen. Wenn man es wieder ins Englische rückübersetzt, hat es zwei Bedeutungen. „iivantschelical“ ausgesprochen meint es „evangelisch“ und evangelical betont, ist die Frömmigkeitsströmung im engeren Sinn gemeint. Charakteristische Merkmale der Strömung sind:

Bibeltreue statt historische Bibelkritik

Rigide statt freizügige Moral

Punktuelles Bekehrungserlebnis statt Glauben als Prozess

Allerdings unterscheiden die amerikanischen evangelikalen Christen wiederum zwischen neo-evangelical und fundamentalist. In unsere Breiten wird Fundamentalismus und Evangelikalismus aus Unkenntnis dieser Geschichte oft in denselben Topf geworfen. Historisch betrachtet sind es zwei verschiedene Strömungen. Die Neu-Evangelikalen formierten sich schon in den 1930er Jahren gegen das konservative politische Programm der Fundamentalisten.

Es gibt also zwei Lager bei den Evangelikalen. Ein rechtes und ein linkes. Die Rechten hatten die letzten Jahre Oberwasser, sind aber jetzt am Tauchen. Obama und Clinton sind linksevangelikal und haben gewonnen. Sie werden zum Beispiel von Willow Creek unterstützt.

Ich kann nicht weiter auf diese Verzweigungen und Verbindungen eingehen. Aber eine erste Schlussfolgerung sei mir mit dieser knappen Skizze erlaubt: Das Phänomen „Evangelikalismus“ ist weltweit gesehen

**breiter als die Wahrnehmung in unseren Medien
und dynamischer als die fixen Stereotypen, mit denen hantiert wird.**

Darum setze ich auf Differenzierung. Was heisst es denn „evangelikal“ zu sein? Es hat sich in den letzten Jahren einiges in der Szene getan. Die kulturelle Spannbreite der Typen im modernen Pietismus ist enorm. Sie reicht von wertkonservativen und altmodischen Taufgesinnten bis zum trendigen ICF-Teenie. Innerhalb dieses Spektrums gibt es kulturelle Unterschiede.

Auch was die politischen Einstellungen betrifft. Sie haben die ganze Palette vom rechtskonservativen EDU bis zum linksgrünen VBG.

Tatsache ist, dass diese Vielfalt regelmässig überblendet wird von Schlagworten. Daran sind die mehrfach erwähnten Fischli nicht unschuldig.

Was in diese Diskussion hinein spukt, sind die religiösen Biographien. In meinem christlichen Bekanntenkreis gibt es etliche, die von sich sagen: „Ich war evangelikal.“ Einige verstehen ihre evangelikale Phase als Jugendsünde, andere als eine Art Entwicklungsstufe, die man durchschritten und überwunden hat. Wieder andere sind dankbar für die Wärme, die ihnen evangelikale Frömmigkeit vermittelte.

Dass der theologische Liberalismus eine vergleichbare Breite und eine ebenso komplexe Geschichte wie der Evangelikalismus hat, ist bei den „Frommen“ so unbekannt, wie diesseits des Grabens die innere Pluralität des Evangelikalismus. Ganz zu schweigen von anderen Richtungen.

Stereotypen werden Gesprächskiller, wenn sie nur noch zur Abgrenzung dienen. Das gilt auch für das ökumenische Gespräch zwischen ‚katholisch‘ und ‚evangelisch‘ oder die politische Auseinandersetzung zwischen ‚links‘ und ‚rechts‘. Nur auf den Differenzen herum zu reiten, um seine eigene Identität zu profilieren, bringt nicht weiter.

Der Schritt vom Schlagwort zum Schlagabtausch ist dann schnell getan.

Ein historisches Beispiel:

Pietismus (neulat.) ist eine krankhafte Form der Frömmigkeit (pietas), die, nach Umständen und Persönlichkeiten zu verschiedenen Zeiten verschieden gestaltet, bald in einseitigem Betonen einzelner Glaubenslehren, bald in überspannten und exzentrischen Gefühlen, bald in skrupulöser Ängstlichkeit, bald endlich in einem separatistischem Treiben ohne Mass und Ziel, immer in unruhigem und ungesunden Streben nach Heil und Gnade sich hingibt.“

Aus: Meyers grosses Konversations-Lexikon, Berlin ⁶1909.

Stereotypen müssen wir bekämpfen. Mit -ismen kommen wir nicht weiter. Und genau dazu dient die Grundlage der reformierten Katholizität

III Zur reformierten Katholizität

Den Begriff katholisch verwende ich nicht römisch. Ich frage nach der Grundlage unseres Kircheseins. Das ist gut reformiert.

Und ich meine: in unserer Kirche sind Christen gefragt, die sich auf diese Grundlage berufen. Sie dürfen in verschiedenen Frömmigkeiten zu Hause sein, aber sie sollen sich wieder um die Einheit der Kirche kümmern.

Wer im Singular von der Kirche spricht, meint eben die katholische Kirche. Liberalisten und Evangelikalisten bekommen jetzt Gänsehaut! Was ist die eine heilige und universale Kirche? Ich rede vom Volk Gottes, von dem gilt: weder Griechen noch Juden, weder liberal noch evangelikal noch religiös sozial. Reformiert sein, heisst

liberaler als die Liberalen, evangelischer als die Evangelikalen – und ich füge hinzu – orthodoxer als die Orthodoxen, katholischer als die Katholiken, vielleicht auch ökumenischer als die Ökumeniker und kritischer als die Kritiker werden. Denn der Grund, auf dem wir stehen, hat ein anderer gelegt.

Christus ist die Allmende.

Das mag einigen schon zu katholisch sein! Der Begriff löst bei *Protestanten* immer noch einen antikatholischen Reflex aus. „Katholisch“ ist ein Reizwort, die „katholische Kirche“ ist römisch besetzt. Dass dieses Verständnis oder Missverständnis der Katholizität so tief in der Seele des reformierten Kirchenvolkes sitzt, liegt zu einem guten Teil daran, dass das Fremdwort ein Reizwort und das Reizwort immer noch ein Fremdwort ist.

Ich bin der Meinung, die Wiederentdeckung der weltweiten Kirche Christi stärke die *reformierte Identität* und es lohne sich, in dieser Richtung weiter zu denken. Denn erst wenn die Reformierten *ihre* verschüttete Katholizität wieder erkennen, hat die innerevangelische Ökumene eine Grundlage.

Ich geh darum noch einmal zu den Quellen. Was unter „Katholizität“ zu verstehen ist, hat Heinrich Bullinger im „Zweiten Helvetischen Bekenntnis“ in klarster Weise formuliert. Bullinger erweist sich – wie meistens – als treuer Gefolgsmann von Huldrych Zwingli, wenn er Kirche definiert als ...

„[...] eine aus der Welt berufene oder gesammelte Schar der Gläubigen, eine Gemeinschaft aller Heiligen, nämlich derer, die den wahren Gott durch das Wort und den Heiligen Geist in Christus, dem Heiland wahrhaft erkennen und recht anbeten und im Glauben an allen durch Christus umsonst angebotenen Gütern teilhaben.“

Die Pointe dieser Definition wird deutlicher erkennbar, wenn man sie von hinten liest. Wer zur Kirche gehört, hat *Anteil* an einem Gut, das ihm geschenkt wird und wer Anteil hat am Gut, gehört zur katholischen Kirche. Es gibt, so Bullinger, folglich nur *eine* allgemeine Kirche. Weil es nur *einen* Gott gibt, der dieses Gut verteilt, gibt es entsprechend der ekklesiologischen Konzeption des Epheserbriefes nur *eine* Berufung, *einen* Herrn, *einen* Geist, *ein* Heil und *einen* Bund.

„Deshalb nennen wir sie die katholische christliche Kirche, weil sie umfassend ist, sich über alle Teile der Welt und über alle Zeiten erstreckt und weder durch Ort noch Zeit eingeschränkt ist.“

Interessant ist der folgende Abschnitt, der zwei Irrlehren verwirft:

„Wir wenden uns deshalb gegen die Donatisten, die die Kirche auf weiss was für einen Winkel Afrikas beschränken wollten. Wir billigen auch nicht die Lehre des römischen Klerus, die bloss die römische Kirche für katholisch (allgemein christlich) ausgibt.“

Es heisst hier von Donatisten, die in Afrika Kirche machen; Bullinger könnte ebenso gut Zürcher schreiben. Katholizität lässt sich weder auf einen Winkel Afrikas noch auf einen Winkel der Schweiz beschränken. Selbst wenn es sich bei diesem Winkel um den Aargau handelt. Bullinger kann aber die Katholizität auch

nicht für den evangelischen Teil der Christenheit reklamieren. Dazu sind die Weggenossen untereinander zu zerstritten. Bullinger kann den Streit innerhalb der eigenen Reihen nicht verleugnen!

Die Einheit und Allgemeinheit der Kirche ist strikt und allein in Gott begründet. Er ist der *Hirte*, er ist das lebendigmachende *Haupt* und er ist der *Bräutigam*, der kommt. Es ist *Gott*, der sich zu seinem Volk bekennt und deshalb ihre Heiligkeit garantiert

Und wenn es nicht heilig zu und her geht? Ist es aus mit der Kirche, wenn wir streiten? Genau das ist ja immer geschehen. Kaum bricht ein Streit aus, zerbricht die Kirche. Darum kann man es auch als Fügung verstehen, wenn es die Volkskirche noch gibt und wir uns nicht in Gesinnungskirchen aufgespaltet haben. Auch darüber gibt es schon einen bemerkenswerten Satz von Bullinger:

„[...] man wirft uns [scil. den reformierten Kirchen] vor, es gebe in unseren Kirchen mancherlei Streit und Zwietracht, seit sie sich von der römischen Kirche getrennt hätten; deshalb seien sie nicht wahre Kirchen [...] Als ob es in der römischen Kirche keine Sekten und niemals Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten gegeben hätte, und zwar gerade in Glaubenssachen.“

Der Reformator fährt mit einem gewichtigeren Argument fort. Es habe doch schon in der apostolischen Kirche Konflikte gegeben, zum Beispiel die Auseinandersetzung zwischen Paulus und Petrus. Dennoch zweifle niemand daran, dass diese zerstrittene Kirche die wahre Kirche gewesen sei. Bullinger schliesst: „In der Kirche hat es immer schwere Kämpfe gegeben [...] und doch hörte die Kirche deswegen nicht auf, das zu sein, was sie war.“

Schluss

Wenn man so argumentiert, kommt man zum Schluss: Wir **Reformierten haben eine schwache Ekklesiologie**. Rom erinnert uns von Zeit zu Zeit daran.

Ich glaube, diese Schwäche ist eine Stärke. Wir können den Namen „katholisch“ nur für die wahre, unsichtbare und geistliche Kirche reklamieren. Wir gehören mit allen anderen Denominationen zu Christi Kilch. Wer das Katholische reformiert definiert, schwächt nicht die Kirche, sondern sein eigenes Kirchentum – und ich füge hinzu: seinen Evangelikalismus und Liberalismus und religiösen Sozialismus - auf *heilsame* Weise.

In der schwachen Kirchenlehre zeigt sich aber auch die Stärke einer Theologie, die dezidiert *Gottes Wort* als Gabe und Aufgabe der Kirche ins Zentrum stellt. Die reformatorische Lehre der Kirche steht und fällt mit dem Bekenntnis zum Haupt der Kirche.

Das müssen die Reformierten wieder lernen. Sie müssen ihre Kirche wieder entdecken, nicht nur als Betrieb, den man verbessern kann, auch als Herberge für Gottes Gegenwart. Sie sollen sich stärker aus der Anteilhabe der geschenkten Heilsgütern verstehen und *in der Kirche an die communio sanctorum zu glauben. Reformierten fällt das schwer*. Sie haben ein anderes Credo internalisiert. Sie sind latent kirchenkritisch. Sie haben einen Pakt mit der Aufklärung geschlossen und dadurch eine kritische Wachsamkeit für institutionelle Übergriffe gewonnen, zweifellos ein Charisma der Protestanten. Sie haben aber auch etwas verloren: den Glaubenssinn für die universale Kirche.

Reformierte müssen lernen, zu *ihrer* Kirche zu stehen, ihre Schwächen und Stärken zu sehen. Sie müssen bereit sein zur Schuldübernahme, aber auch bereit, ihre eigene Zerrissenheit auf Grund der Vergebung Gottes zu überwinden.

Katholizität sehe ich deshalb nicht nur als Gabe oder Aufgabe *einer* bestimmten frommen Couleur, Gesinnungspartei oder theologischer Richtung. **Wir sollten vom Schlagabtausch wegkommen und den Gabentausch im Leib Christi versuchen (Eph 4:11ff.).**

Tut um Gottes Willen etwas Tapferes

Ich habe Ihnen den Rückschritt zugemutet und verstehe, wenn Sie jetzt noch einen Fortschritt erwarten.

Wenn wir die Volkskirche auch für die nächste und übernächste Generation erhalten wollen, können wir es uns nicht leisten, die Wahrheit, die trägt, die Liebe, die rettet und das Zeugnis, das die Welt von den Christen erwartet, an einige Berufschristen zu delegieren. Ich sage bewusst: Volkskirche. Ich rede nicht von einer grossen Freikirche. Aber das *Volk* der Volkskirche soll sich theologisch als Volk Gottes verstehen. Schweizer, Zürcher oder Aargauer Kirchen brauchen wir keine. Zum volkskirchlichen Ideal gehört die Überzeugung, dass

- die Christengemeinde präsent ist in der Öffentlichkeit und sich nicht in eine fromme Nische verkriecht,
- in ihr Sozialformen für geistliches Leben gedeihen können
- dass sie sich für die Schwächsten in der Gesellschaft einsetzt,
- ein Ort wird, der möglichst vielen die Chance bietet, sich zum Wohl der Gemeinschaft einzusetzen
- sich eine Theologie zu leisten, die sich selbstkritisch und kritisch in den öffentlichen Diskurs einmischen kann.

Wem dieses Ideal am Herzen liegt, kann – mein zweiter Punkt – wird sich beherzt für die Evangelisierung aussprechen.

Was meine ich damit? Den Christen in der Volkskirche – gleichgültig welcher Couleur – muss es ein Anliegen sein, ihren Glauben zu teilen und nicht für sich zu horten. Dass in einer Organisation zwangsläufig kalte, lauwarne und heisse Frömmigkeit nebeneinander gelebt wird, ist nicht zwingend ein Schande, sondern kann auch ein Gewinn sein. Die Gemeinde soll keine geschlossene Anstalt und keine geschützte Werkstatt sein. Aber – und dieses ABER ist mir wichtig – das Glaubensleben darf intensiv sein. Zum Beispiel kräftig charismatisch. Oder dezent feministisch. Oder – von Taizé inspiriert – mit einer feinen orthodoxen Note. Oder evangelikal. Solange keiner dieser Strömungen den Anspruch erhebt, Rom zu sein.

Evangelisierung heisst darum nicht Evangelikalisierung der Volkskirche. Denn geistliche Einheit muss nicht zwingend zu frommen Monokulturen führen. Es ist wie in der nachhaltigen Landwirtschaft: eine lebensstüchtige evangelische Frömmigkeit braucht Bio-Diversität, Ausgleichsflächen und ökologischen Spürsinn. Der Geist braucht einen vielfältigen Lebensraum. Sonst kann er sich nicht entfalten. Wenn ich recht sehe, brauchen die Reformierten geistreiche Predigten, ästhetisch ansprechende Gottesdienste, niveauvolle Erwachsenenbildung, authentische Geselligkeit und leidenschaftliche Diakonie.

Tatsache ist, dass wir in der innerevangelischen Ökumene drei Jahrzehnte – vielleicht Jahrhunderte – mit unnötigen Grabenkämpfen verloren haben. Es ist höchste Zeit, dass wir uns darauf besinnen, woher wir kommen. Denn die grossen gesellschaftlichen und kulturellen Auflösungs- und Umbauprozess fordern uns heraus, nach der Einheit, Katholizität und Apostolizität in der Kirche zu suchen. Darum sollen wir das Evangelium mutiger bekennen, fröhlicher bezeugen und unverkrampfter leben.

Ich danke Ihnen für's Zuhören – liebe Schwestern und Brüder.
